

Nr. 136. Bromberg, den 15. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(9. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da saß sie nun in dem Wagen und blickte durch die trüben Scheiben hinaus. Es war voll in der Bahn, junge Menschen, die Zeitungen lasen, alle von einer Hast im Aufsteigen und Abspringen. Draußen die regennassen Straßen voller Getriebe, immer wieder zuckte sie zusammen, wenn die Autos vorüberrasten. Mit gespanntem Ohr suchte sie die ausgerufenen Worte des Schaffners zu verstehen. Wie anders die Sprache klang. Dann plötzlich fühlte sie die Hand des Schaffners auf ihrem Arm.

„Schellingstraßen, schnell, schon dreimal hab is gesagt. Mir ham ka Zeit."

Sie hörte scheltende Worte, zwängte ihren Koffer durch ärgerliche Leute auf der Plattform und stand dann draußen. Ratlos sah sie sich um. Konnte nicht begreifen, warum hier alles so rannte und hastete, endlich faßte sie sich ein Herz.

Ein Mann kam mit einem Handwagen vorüber.

„Verzeihens, ist hier die Schellingstraße?"

„Könnens net lesen? Da steht's am Taferl!"

Kurz und brummig war die Antwort, aber nun schämte sie sich, daß sie das Straßenschild nicht selbst gesehen hatte. Es war eine ruhige Seitenstraße und bald fand sie die richtige Nummer. Auch der Portier war brummig.

„Zu wem wollens?"

„Zur Frau Schwedler."

„Vorn, drei Treppen, aber gahns über den Hof, da ist die Hintertreppen."

Schüchtern und mit klopfendem Herzen stieg sie hinauf. Wieviel Menschen hier in dem einen Hause zusammenwohnten! Der Hof mit seinen schmutzigen, grauen Wänden flößte ihr wieder Schrecken ein. Endlich stand sie an der Tür und drückte auf den Klingelknopf. Die alte Regierungsrätin öffnete selbst und sah sie zuerst erstaunt an.

„I bin die Josepha!"

„Kommen Sie herein. Ist gut, daß Sie da sind. Die Kathi ist schon abgezogen. Da ist Ihre Kammer, stellen Sie den Koffer fort, machen Sie sich ein wenig zurecht, Sie können gleich helfen."

Der Tag verging schnell, denn Josepha hatte immerfort anderes zu sehen und zu tun: Unter Leitung der alten Dame den Tisch zu decken, das Essen hereinzubringen — dabei sah sie auch den Regierungsrat, der ein mürrischer, von Ischias gepeinigter Graukopf war und sie gar nicht beachtete. Dann mußte sie lernen, das Schlafzimmer zurecht zu machen und am Abend in das gegenüberliegende große Bräuhaus gehen und für den Herrn ein Maß Bier holen.

Endlich war es neun Uhr und die Rätin schickte sie in ihre Kammer.

„Morgens um sechs Uhr stehen Sie auf, da ist der Wecker."

Sepherl schüttelte den Kopf.

„I brauch kan Wecker!"

Die Frau Rätin ging zum Rat in das Zimmer.

„Wenn das Madel so bleibt, ist's gut. Anstellig, freundlich, ich denke, es wird schon werden.

Der Rat brummte etwas vor sich hin und nahm einen Schluck.

Josepha saß in ihrer Kammer und hatte jetzt erst Zeit, das reichlich zugemessene Abendessen zu verzehren. Sie hätte wirklich zufrieden sein können. Die Frau war freundlich, die Arbeit gewiß nicht so schwer wie daheim, soviel Fleisch hatte sie sonst nicht am Sonntag gesehen, das Bett sauber — und doch saß sie da und starrte düster vor sich hin. Ihre Gedanken waren bei Xaver! Um seinetwillen war sie doch nach München gekommen und — soviel wußte sie heute schon — wie sollte sie sich in dieser großen Stadt zu ihm finden? Wo war er? Wie konnte sie es anstellen, ihn zu sehen?

Fragen? Das war ja unmöglich! Aber sie war zu müde an diesem Tage und schlief über ihrem Grübeln ein.

Fünf Tage waren vergangen. Fünf gleichmäßige Tage, denn in dem Haushalt der alten Herrschaften ging es wie am Schnürchen. Nun wußte das Sepherl schon, wie es zu arbeiten hatte, war sogar bereits ein paarmal beim Krämer gewesen, um mit der Frau Rat einzukaufen und die Sachen zu tragen, kannte den dicken, gemütlichen Schänker drüben im Bräuhaus und fühlte, daß die Frau Regierungsrat zufrieden war. Nur daß sie immer der eine Gedanke verfolgte: Was konnte sie tun, um Xaver zu sehen?

Am Sonntag sagte Frau Rat:

„Nachmittag gehen wir fort und Sie haben frei. Sehen Sie sich München ein wenig an, aber um neun Uhr müssen Sie da sein. Hier ist der Wohnungsschlüssel. Einen Hausschlüssel geb ich Ihnen noch nicht. Um neun Uhr wird das Haus gesperrt."

Josepha war es zufrieden. Was sollte sie so spät auf der Straße? Sie hatte ja überhaupt nicht an den freien Sonntag gedacht! Es war ein kühler, aber klarer Herbsttag, und sie ging die Ludwigstraße hinunter. Seitdem sie ein paarmal mit der Rätin ausgegangen, erschienen ihr die Straßen gar nicht mehr so schreckhaft, zumal alle die Menschen heut am Sonntag frohe Gesichter hatten. Josepha überlegte aber immer nur das eine: Heut hatte sie frei — wie konnte sie es machen, das Gefängnis zu finden! Den Ort wenigstens zu sehen, wo der Xaver war! Es standen an den Ecken Schutzleute — nein — nicht Polizei! Oder — da kam ein Herr — unmöglich! Sie irrte planlos umher, dann sah sie eine alte Zeitungsfrau mit einem Gesicht, das sie fast ein wenig an die alte Kernbacher erinnerte.

„Entschuldigen S' bitte —."

„Was gibt's?"

„Könntens mir net sagen, wo ist — i bitt — wo ist hier wohl das Gefängnis?"

Der Gesichtsausdruck der Alten wechselte und machte einem mißtrauischen Staunen Platz.

„Wo was ist? I hab net verstanden."

Josepha fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg.

„Wo das Gefängnis ist?"

„Wanns die Strafanstalt meinen — die liegt in der Ohlmüllerstraßen jenseits der Isar, da könnens vom Viktualienmarkt mit der Trambahn hinfahren."

Die Alte sah sie kopfschüttelnd an, denn das Sepherl nickte kurz und eilte davon. Sie schämte sich, als die Frau das Wort Strafanstalt so laut hinausschrie, daß sie meinte, die Menschen, die vorübergingen, müßten aufhorchen. Immerhin, sie wußte Bescheid, zum Viktualienmarkt konnte sie sich durchfragen, dann stand sie an der Haltestelle der Trambahn. Viele Linien kamen vorüber, aber, sie hätte es nicht über sich gebracht, das Wort noch einmal auszusprechen. Ängstlich starrte sie auf die Schilder der Wagen, dann pochte ihr das Herz.

„Hauptbahnhof — — Viktualienmarkt — Strafanstalt — Schwabing!"

Sie stieg ein, drückte sich ganz bescheiden in eine Ecke, hatte Angst, jeder müsse ihr ansehen, wohin sie wolle. Ohne ihr Ziel zu nennen, legte sie dem Schaffner dasselbe Geld in die Hand, das sie damals gezahlt hatte, als sie am ersten Tage zu ihrer Herrschaft fuhr, dann hingen ihre Augen bei jeder Haltestelle an dem Schaffner. Sie achtete gar nicht auf die Straßen, durch die sie fuhr, war nur voller Sorge, seinen Ruf zu überhören.

„Strafanstalt! Hier müssens aussteigen."

Josepha zuckte zusammen. Wie war es möglich, daß der Mann wußte? Sie ahnte nicht, daß ganz einfach an dieser Haltestelle ihr Fahrschein abgelaufen war.

Es war immerhin halb fünf Uhr gewesen, als sie aus der Wohnung fortkam, nun war es sechs Uhr und es dunkelte bereits stark. Josepha stand auf einem großen, fast leeren Platz. Ein mächtiges, festungsartiges Gebäude ragte vor ihr auf. Düstere, hohe Mauern umgaben es. In der Mitte derselben war ein eisernes, verschlossenes Tor, und rechts und links von demselben standen Soldaten als Posten, während über dem Tor das eine Wort stand: „Strafanstalt".

Ihr traten unwillkürlich die Tränen in die Augen, und sie mußte erst ein Stück auf und nieder gehen, bis sie sich so weit in der Gewalt hatte, daß sie sich zu beherrschen vermochte.

Es war fast ein ganzer Stadtteil für sich. An der einen Seite, eben auf dem großen Platz, waren noch zwei hohe Häuser, an denen sie die Inschriften: „Landgericht" und „Amtsgericht" las.

Sie schlich auf die andere Straßenseite hinüber. Nun konnte sie sehen, daß sich im Innern des von der Mauer umgrenzten Hofes hohe Gebäude aufreckten. Finstere Gebäude, die in langen Reihen ganz kleine, vergitterte Fenster besaßen, unter denen Holzverschläge den Ausblick nach unten verwehrten.

Es war dunkel geworden, die Straßenlaternen flammten auf, und aus allen diesen kleinen Fensterscharten kam ein ganz schwacher Lichtschein. Ihr Herz krampfte sich zusammen, wenn sie auf diesen trostlosen, grauenvollen Bau starrte. Sie hätte laut aufschreien mögen! Da! In einer dieser Zellen, hinter einem der schrecklichen Gitterfensterchen, da saß der Xaver! Da saß er und konnte nicht einmal hinaussehen. Er, der Bergler, der über den freien, weißen Gletscher zu wandern gewohnt war! Sie malte es sich aus, wie er da hockte auf einem Schemel, wie er verzweifelt die Hände rang, wie er gegen die Mauern tobte, er, der es nicht einmal in seinem Häusel ausgehalten, selbst im Winter nicht. Was mußte er leiden, wie mußte er sich zerfressen in seinem Heimweh! Sie hielten ihn gefangen als Mörder! Als Verbrecher! Ihn, der so weich war und gut in all seiner herben Kraft! Der Xaver ein Mörder! Der Xaver, der einem verstiegenen Zicklein nachgesprungen, um es zu retten.

Dort! Dort! Hinter den entsetzlichen Mauern! In diesem großen, totenstillen Hause, in dem die Verbrecher saßen.

Gut, daß der Platz leer war, daß hier am Sonntag kein Mensch sich aufhielt und nur selten jemand rasch vorüberschritt. Vom Turm der Strafanstalt schlug es acht Uhr. Fast zwei volle Stunden war das verzweifelte Mädchen immer im Kreis herumgeirrt um das Gefängnis, jetzt raffte sie sich zusammen. Nichts konnte sie tun, heut' gewiß nicht. Nichts, um ihn zu sehen! Heim mußte sie, heim — nun wußte sie es ja zum wenigsten, wo er war. Sie fror, fühlte sich voller Angst. Als sie nun wieder an den Posten vorüberging, hatte sie das Gefühl, als sähen diese sie aufmerksam an. Dann stand sie wieder an der Haltestelle der Trambahn. Jetzt mußte sie heim! In einer Stunde wurde das Tor ja gesperrt.

Es dauerte lange, bis die Bahn kam, und sie stieg ein. Viel Geld besaß sie nicht mehr. Eben reichte es noch, um die Karte für die Rückfahrt zu lösen. Sie saß wieder in ihrer Ecke, aber sie vergaß, wo sie war. Immer wieder waren ihre Gedanken bei Xaver. Hatte er es gefühlt, daß sie vor seinem Kerker gestanden? War er völlig gebrochen? Schrie er jetzt laut auf in seinem trostlosen Jammer? Wie sah die Zelle aus, in die sie ihn gesteckt hatten? Tausend Gedanken, die durch ihren Kopf flogen, ließen sie ganz vergessen, wo sie war.

„Endstation! Alles aussteigen!"

Sie stand auf einem kleinen Platz, der sehr viel schlechter erleuchtet war als alle Straßen in der Stadt, der ihr vollkommen fremd erschien. Zunächst war sie nicht allzu besorgt. Vielleicht war sie etwas zu weit gefahren, und sie fragte den Schaffner, der eben dabei war, die Stromstange zur Rückfahrt umzulegen.

„Bitt schön, wie geh i zur Ludwigstraßen? Oder zum Viktualienmarkt?'

Der Mann lachte hell auf. „Zum Viktualienmarkt wollen? Da sinds in den verkehrten Wagen einigstiegn, hier san ma in Giesing."

„Jessas Maria!"

Josepha stieß einen so entsetzten Schrei aus, daß der Mann gutmütig sagte: „Ist net so schlimm! Steigens wieder eini, mir fahren glei wieder zruck!"

„I hab ja kan Geld mehr!"

„Dann freili, ohne Geld gibt's ka Fahrt, da müssens schon sehn, wias heimkimma."

„Ist's weit?"

„Wanns gehen wolln, a Stünderl werdens scho brauchen."

„Und — wie muß i gehn?"

„Da gangens am besten die Tegernseer Landstraßen, am Nockerberg entlang, und dann kommens wieder in die Ohlmüllerstraßen, wo die Strafanstalt ist, und immer kerzengrad die Frauenhofer- bis zur Reichenbachstraßen, dann kimmas übern Gärtnerplatz zum Viktualienmarkt."

Der Schaffner stieg auf den Wagen und fuhr davon, Josepha stand da in tödlicher Angst, hatte kaum die Hälfte der Namen verstanden, und von der nahen Giesinger Pfarrkirche schlug es halb neun. Tegernseer Landstraße! Das hatte sie behalten, und da stand es auf dem Schild. Sie rannte, was sie rennen konnte. Jessas Maria! Eine Stunde hatte der Mann gesagt, in einer halben Stunde wurde das Haustor gesperrt.

Es war einsam, nur bisweilen hörte sie aus irgendeiner Bierstube Zitherklang oder singende Stimmen. Trunkene Burschen stolperten vorüber — sie hastete immer weiter, dann sah sie ein Schild: Auerkirchhofstraße. Hatte der Mann so gesagt? Dann kam ein Platz — Herrgott — Regerplatz? Das wußte sie, daß sie den Namen nie gehört hatte !Sie hatte sich auch noch verlaufen und sah sich ratlos um. Wen konnte sie fragen?

Dann sah sie einen behäbigen Mann die Straße entlangkommen, der ihr wie ein guter Bürger aussah. Sie faßte sich in ihrer Verzweiflung ein Herz. „„I bitt schön."

Der Mann sah sie an, er hatte auch bierselige Augen. „Was willst denn Madel?"

„Ich möchte zur Schellingstraßen."

„Ei sieh! Kannst mitgehn, i will di schon führen."

Sie wußte nicht, warum ihr der Mann jetzt auf einmal so unheimlich vorkam, aber, sie ging neben ihm her.

„Ist gar net mehr weit —."

(Fortsetzung folgt.)

Je länger der Hals, je schöner die Frau.

Merkwürdige Schönheitsideale bei den Naturvölkern.

Das Schönheitsideal ist nicht nur bei den einzelnen Völkern wandelbar im Laufe der Jahrhunderte — das haben wir auch hinsichtlich des Idealbildes der europäischen Frau erlebt — es sieht auch ganz verschieden aus bei den zivilisierten Völkern und den primitiven Naturvölkern. Wenn wir freilich zurückschauen auf das Schönheitsideal der europäischen Frau im Wandel der Jahrhunderte, so erscheint uns heute manches auch unfaßbar, von der Wespentaille angefangen bis zu den hochgetürmten Frisuren, von verbildeten Füßen, die auf ungeheuerlichen Stöckelschuhen einhertrippelten bis zu dem übertrieben schlanken Hals, der mit Hilfe von Fischbeinstäbchen besonders schlank erscheinen sollte.

Was aber sind alle diese Torturen vergangener Jahrhunderte gegen die Opfer, die die Frauen einiger indischer Völkerstämme ihrer Eitelkeit bringen müssen. Da ist zum Beispiel der Volksstamm der Padaung! Hier gilt für die Frauen der Grundsatz: Je länger der Hals, je schöner die Frau. Die Padaungfrauen sind schöne hochgewachsene Erscheinungen mit intelligenten Gesichtern. Sie sind Mongolen, die im südlichen Teil des Birmanischen Reiches in Dschungeldörfern leben. Seit vielen Jahrhunderten geht alles Streben der Padaungfrauen dahin, ihren Hals von Jugend auf so lang wie möglich zu strecken, um einstmals als vollkommene Schönheit zu gelten. Je länger der Hals, um so größer sind die Erfolge einer dieser birmanischen Schönen. Wenn ein Mädchen einen Mann und später Kinder haben will, so muß es seiner Eitelkeit dieses Opfer bringen.

Eine Padaung-Mutter, die schon frühzeitig an die Zukunft ihres Töchterchens denkt, beginnt bereits in den ersten Lebensjahren des Kindes, sein Hälschen zu strecken. Das geschieht mit Hilfe von Messingdrähten in etwa Fingerdicke, die um den Hals gewunden werden. Fast könnte man so ein junges Padaung-Mädchen, eine kleine Birmanerin mit einem jungen Baum vergleichen, der beim Wachsen alljährlich neue Ringe ansetzt. Ebenso wird auch um den Hals der jungen Birmanerin beim Heranwachsen immer ein neuer Ring mehr gelegt, so daß im Laufe der Jahre ein schöner langer gestreckter Hals entsteht. Wer reich ist, kann sich zu diesem Stehkragen aus Metallringen noch einen Schulterkragen aus fingerdickem Messingdraht leisten, der im Nacken einen schön geschwungenen Griff aufweist. Fast könnte man glauben, daß die späteren Ehemänner die liebe Gattin daran am Genickt packen sollten ...

Diese Mode hat allerdings einen bedauerlichen Nachteil. Da die Messingringe ganz fest um den Hals liegen und sich nicht abnehmen lassen, so kann natürlich der Hals nie gewaschen werden. Was aber wiederum nichts schadet. Denn man kann dafür immer den „Stehkragen" schön blank polieren. Der Schulterkragen der reichen Padaung-Frauen hingegen ist beweglich. Er läßt sich herumdrehen, so daß nachts der Nackengriff nach vorn genommen werden und die Frau ihr Haupt in natürlicher Lage zum Schlaf niederlegen kann.

Die Padaungfrau trägt also ihr ganzes Leben hindurch die hohen Halsringe und eventuell noch den Schulterkragen. Sie verrichtet darin sämtliche Arbeiten und legt ihn nicht einmal bei Entbindungen und im Wochenbett ab. Schlimm ist es, wenn die Frau einmal krank wird und der Kragen unbedingt abgenommen werden muß. Das kann nur mit Hilfe von zwei Männern geschehen, die die starken Metallringe auseinanderbiegen. Der Kopf der Unglücklichen fällt dann meist kraftlos zur Seite, denn da er stets durch die Metallringe gestützt wird, geht die Muskelkraft des Halses völlig verloren.

Von allen indischen Völkerstämmen ist gerade bei den Padaungs die Neigung, sich zu putzen und zu schmücken, besonders stark ausgebildet. Besonders in ihrer Festtracht sind sie geradezu mit Schmuck überladen. Sie tragen Ohrringe, die großen silbernen Garnrollen gleichen und an denen noch zahlreiche Münzen und Ketten klirren. Sie tragen daneben noch herrliche Halsketten aus dicken Silberperlen und oft wertvollen Steinen.

Auch ein anderer südbirmanischer Völkerstamm, die Karenny, haben ein merkwürdiges Frauen-Schönheitsideal. Hier besteht der Hauptreiz der Frau in möglichst dicken Beinen. Deshalb umwickelt die Karenny-Frau schon frühzeitig ihre Beine unterhalb des Knies mit mehreren hundert Metern dünner schwarzer Lackschnur. Dadurch werden die Beine am unteren Teil, besonders die Knöchel, sehr dick. Je dicker eine Frau ihre Beine abgebunden hat, umso schöner wirkt sie auf den Mann, gleichzeitig erkennt man an der Menge der umgewundenen Lackschnur auch den Reichtum der Familie. Immerhin werden die Beine dadurch so im Wachstum beeinflußt, daß alle Karennyfrauen x-beinig, freilich trotzdem recht munter durchs Leben wandeln.

Natürlich ist es nicht verwunderlich, daß durch die Sitten des Bein-Abschnürens oft die schlimmsten Beinkrankheiten, Blutstauungen und Beingeschwüre, entstehen. Dann wird die Frau in ein Hospital gebracht. Aber man kann sicher sein, daß sie nach kaum überstandener Krankheit sofort ihre Beine von neuem abschnürt ...

Elfriede Gronau.

Dolly kann nicht anders.

Heitere Skizze von G. Bode.

Sie waren zusammen durch dünn und dick gegangen, hatten in Amerika Whisky geschoben und in Frankreich Kokain, dann Felle aus Rußland geschmuggelt und — in einer sehr schlechten Periode — in London von ganz gewöhnlichem Taschendiebstahl gelebt. Und nun war Dolly es ganz einfach satt, wollte Jim verlassen und eine brave Bürgerin werden. Jim hätte eben in Lyon mit ein paar Schmuckstücken sehr zweifelhafter Herkunft nach Amsterdam fahren sollen, um sie dort zu verkaufen, da streikte Dolly — Dolly, die seit fünf Jahren der beste Kamerad war, und erklärte, sie bliebe hier.

Sie legte ihren bezaubernden Kopf mit den tizianroten Locken in die beiden weißen, schönen Hände und sagte müde lächelnd: „Es ist aus zwischen uns, Jim. Da ist so ein kleiner Bankier, der sich in mich verliebt hat, und den werde ich heiraten. Er hat keine Ahnung von Frauen, glaubt, ich sei eine Waise aus aristokratischem Hause, und ich werde zur Ruhe kommen und wieder anständig werden."

Entzückend sah das Mädel aus, wirklich aristokratisch. Nur um den feinen, grellgeschminkten Mund lag ein Lächeln, das von Bitternissen sprach und von einem schweren Leben.

Jim kam dicht zu ihr heran. Sah ihr in die tiefblauen Augen. „Magst du mich denn gar nicht mehr, Dolly, daß du so von mir gehst?"

Dolly lächelte, bog dann den Kopf des Mannes zu sich und küßte seinen kühnen, frechen Mund. „Ich habe dich furchtbar lieb, Jim, aber es geht nicht so weiter. Versteh' mich recht! Man hat nach einem solchen Leben nicht oft die Chance, wieder zu Ruhe, zu Geld zu kommen und zu einem anständigen Mann. Vielleicht hat man die nur einmal. Lasse sie mir!"

Jim war ein anständiger Kerl. „Ja... wie du glaubst. — — Wann willst du heiraten?"

„Ach, Jim, das hat doch Zeit." Sie suchte verlegen nach einem Aufschub, nach einer Pause. Aber sie, die so gut lügen konnte, ihm konnte sie nichts vormachen.

„Also sag mir doch, wann der feierliche Tag sein wird."

„Morgen werde ich seiner Mutter vorgestellt, und in zwei Wochen soll, wenn ich ihr gefalle, die Trauung sein."

„Du wirst ihr gefallen!" Ganz sanft streichelte Jim Dollys Arm. „Du gefällst jedem, wenn du nur willst."

Und dann besprachen sie, daß Jim am nächsten Abend, gerade wenn Dolly bei ihrer zukünftigen Schwiegermama wäre, mit dem Auto nach Amsterdam fahren würde.

„Und wenn sie dir nicht gefällt?"

„Sie muß mir gefallen."

„Dann komm' mir nach, verstehst du?"

Aber Dolly dachte bereits, welches Kleid den solidesten Eindruck auf Alfred und seine Mutter machen könnte. — —

Warum sind brave, anständige Männer, die ihren Frauen ein ruhiges, sicheres Dasein bieten können, oft so langweilig? Und warum holen sie einen immer zu früh ab, dachte Dolly, als ihr das Zimmermädchen Herrn Alfred Marigaut meldete, während sie ihre Wimpern färbte. Jim war nie langweilig gewesen und nie zu früh gekommen. Ach, Jim...

Mechanisch färbte sie auch die Lippen, wählte ein dunkelblaues Kleid und legte den Smaragdschmuck an, der von einer italienischen Contessa stammte. Dann ging sie in die Halle, wo Alfred, mit weißen Tulpen bewaffnet, bereits auf sie wartete. Gräßlich — weiße Tulpen. Wer schenkt einer geliebten Frau weiße Tulpen!

Alfred war glücklich und furchtbar aufgeregt: „Liebling, Mama hält so auf Pünktlichkeit, und nun ist es halb sechs, und sie hat uns für fünf Uhr zum Tee gebeten. Ich habe dreiviertel Stunden auf dich gewartet..."

Das Auto fuhr gemächlicher als die Straßenbahn. Dolly lächelte: „Vielleicht sollten wir schneller fahren?"

„Mein Kind, ich fahre in der Stadt niemals schneller als dreißig Kilometer. Es wäre zu gefährlich — nicht wahr?"

Dolly lächelte noch immer. Na, gefährlich würde diese Ehe nicht werden, das wußte sie bereits, aber es fiel ihr schwer, sich vorzusagen, daß sie davon entzückt sei.

Mama Marigaut war eine strenge Dame, das sah man ihr an. Sie würde gerne über die Unpünktlichkeit schelten, aber da auch sie auf guten Eindruck bedacht war, machte sie bloß eine kleine spitze Bemerkung. Dann trank man Tee, und Dolly bekam zu hören, daß Mama für die modernen Frauen nichts übrig habe, die da selbständig leben und leichtfertige Ansichten haben. Dolly erfuhr, daß Mama furchtbare Angst vor Einbrechern hatte und der Ansicht war, alle Diebe gehörten an den Galgen.

Und auch Alfred, der so sanft aussah, gab Mama recht. „Mein Kind", sagte er, „du bist zu unerfahren, um von solchen kriminell veranlagten Naturen etwas zu wissen, aber glaube mir: Alle diese Verbrecher sind nur in Detektivromanen nett und anständig. In Wirklichkeit sind es ganz gefährliche, böse Menschen."

Und dann begannen Mama und Alfred ihre persönlichen Erfahrungen auf diesem Gebiet auszukramen. Einmal hatte eine Zofe Mamas kleine silberne Uhr für ihren Freund gestohlen. Mama mußte das Mädchen der Polizei übergeben. Alfred berichtete von einem wüsten Erlebnis mit einem Bankdiener, der zuerst nur die Zigarren der Direktoren, aber dann sage und schreibe hundert Francs gestohlen hatte. Und wer einmal stiehlt — — Das hatte Alfred bei der Gerichtsverhandlung auch dem Vorsitzenden zu bedenken gegeben, der mildernde Umstände erwog. Mildernde Umstände — lächerlich! Wie gesagt, so ein Kerl sollte gehängt werden.

Dolly war sehr still geworden. Sie lächelte nicht mehr und sagte plötzlich, daß sie Kopfschmerzen habe. Willenlos ließ sie sich auf den Diwan legen; als Mama ihr ein Pulver reichte, umarmte Dolly sie zärtlich. Wie dankbar das gute Kind ist... Mama war begeistert, und auch Alfred glänzte selig, als Dolly ihn in dem Moment, da Mama zum Telephon gerufen wurde, leidenschaftlich umschlang. — Eine entzückende, sanfte und doch temperamentvolle Frau.

Das Pulver hatte Wunder gewirkt. Dolly war wieder munter. Sie wollte gern abends ins Theater gehen, nur möchte sie zuvor nach Hause, um sich umzukleiden. — —

Eine Droschke fuhr vor Jims Hotel vor. Dolly sprang heraus, nahm drei Stufen auf einmal und stürzte zu Jim, der schon in Hut und Mantel stand.

„Jim, ich fahre mit dir." Sie fiel ihm um den Hals. „Jim, Liebling, fahren wir sofort! Da sind noch einige Sachen — für Amsterdam." Und mit einer großartigen Geste zog Dolly eine Perlenschnur hervor, eine antike Brosche, eine goldene Tabatiere und eine Krawattennadel.

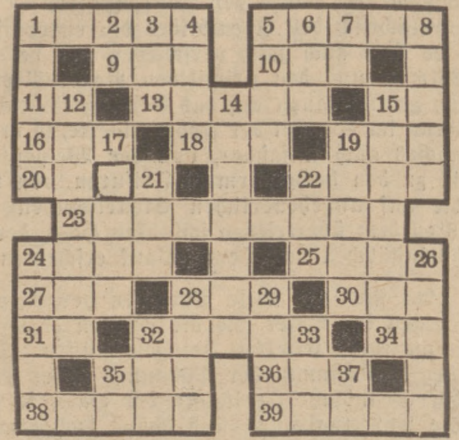
„— — damit der Ausflug ins bürgerliche Leben nicht ganz unrentabel war!"



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Waagerecht: 1. Norw. Komponist. — 5. Nicht sehend. — 9. Kathol. Gebet. — 10. Europ. Hauptstadt. — 11. Nationalsozial. Verband. — 13. Griech. Sagengestalt. — 15. Franz. Artikel. — 16. Griech. Buchstabe. — 18. Gattung. — 19. Zufluß zur Weichsel. — 20. Gattin des Zeus. — 22. Sibirischer Strom. — 23. Deutsche Form für einen Monat. — 24. Schwedische Königsfamilie. — 25. Hartnäckig. — 27. Papageienart. — 28. Lebensbund. — 30. Rumänische Stadt. — 31. Außer Dienst (Abkürzung.). — 32. Stadt in Italien. — 34. Chem. Zeichen für Geranium. — 35. Belobigung. — 36. Zeiteinteilung. — 38. Weibl. Vorname. — 39. Lobrede.

Senkrecht: 1. Provinz in Oberägypten. — 2. Bejahung. — 3. Weibl. Vorname. — 4. Stadt in Thüringen. — 5. Nachkommenschaft vieler Tiere. — 6. Schicksal. — 7. Präposition. — 8. Göttin der Jagd. — 12. Schiffskellner. — 14. Europäer. — 15. Ankunft von Flugzeugen. — 17. Schweizer Kurort. — 19. Gestalt aus den „Fliegenden Holländer". — 21. Indische Münze. — 22. Lotterieanteil. — 24. Instrument zum Wiegen. — 26. Großer Mensch. — 28. Nadelbaum. — 29. Vogel. — 32. Internationaler Hilferuf. — 33. Fisch. — 35. Chemisches Zeichen für Lithium. — 37. Japanisches Brettspiel. (i = j)

*

Besuchskarten-Rätsel.

Jrene Gre
Konstanz

Wer den Beruf wissen will, den diese Dame ausübt, hat die Aufgabe, sämtliche Buchstaben der Besuchskarte umzustellen. Bei richtiger Lösung ergibt sich eine mit „K" beginnende Berufsbezeichnung.

*

Zahlen-Rätsel.

5, 2, 11, 8, 9 = Haustier
5, 2, 7, 11 = Philosoph
11, 6, 10, 11, 9 = süßer Kuchen
1, 6, 3, 5, 9 = Himmelserscheinung
5, 2, 7, 8, 9, 3 = Teil des Kirchinnern
5, 2, 3, 11, 9, 8, 6, 7, 9 = sehr nördlicher und sehr südlicher Erdgürtel

1—11 = ?

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.